

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metall-
arbeiter-Verbandes

Für alle Jugendlichen
und Lehrlinge der
Metallindustrie

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Nummer 23

Berlin, den 6. Juni 1931

12. Jahrgang

Erscheint wöchentlich am Sonnabend · Bezugspreis vierteljährlich 1.50 RM · Einzelnummer 15 Pf. — nur gegen Voreinsendung des Betrages · Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Haase, Berlin
Schriftleitung und Versandstelle: Berlin SW 68, Alte
Jakobstraße 148-155 · Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Die KPD entdeckt Geheimnisse beim DMV

Das Berliner kommunistische Sensationsblatt „Die Welt am Abend“ widmet uns am 12. Mai eine Sonderbeilage. Unter der knalligen Balkenüberschrift „Geheimnisse des DMV-Palastes“ werden den durch pomphafte Ankündigungen neugierig gemachten Lesern allerlei hanebüchene Lügen vorgesetzt. Wir wissen nicht, wieviel Dummheit und Schwindel den Lesern kommunistischer Zeitungen zuzumuten ist, aber wir wissen, wenn aus dem sensationell aufgemachten Artikel der pure Schwindel weggestrichen wird, von Geheimnissen nichts übrig bleibt. Es ist anzunehmen, daß die schwindelhaften Behauptungen durch den Wald der Nazi- und Kozi-Presse rauschen wird, darum müssen wir uns, entgegen unserer sonstigen Gepflogenheit, mit dem Phantasieprodukt der KPD-Journalisten befassen.

Es wird behauptet: Der Verbandsvorstand habe bei Errichtung des neuen Verwaltungsgebäudes die teuersten Architekten Berlins zugezogen. Das Architektenhonorar habe allein dreieinhalb Millionen Mark betragen. Das ist Lüge!

Wir stellen fest, daß die Architekten noch nicht einmal den zwanzigsten Teil der genannten Summe erhalten haben. Gerade bei der Auswahl der Architekten rechneten wir auf ein Verständnis von seiten der KPD, zumal einer der Architekten nicht nur in Berlin einen guten Ruf genießt, sondern auch schon für die Sowjetregierung Aufträge ausgeführt hat. Russische Architekten und Staatsbeamte haben wiederholt unser neues Verwaltungsgebäude besichtigt und dieses als einen modernen Zweckbau bezeichnet, der an Sachlichkeit nicht übertroffen werden könne.

„Acht Millionen soll der Neubau verschlungen und fünfzehn Millionen der Neubau mit Umzug und allen seinen Begleiterscheinungen gefressen haben.“ Schamloser Schwindel! Vorstand und Ausschuß, die die Verantwortung für die Durchführung der Sitzverlegung zu tragen haben, müßten sofort ihrer Ämter enthoben werden, wenn diese Summen auch nur annähernd für den genannten Zweck ausgegeben worden wären.

Wir können feststellen, daß die Kosten für den Neubau sich im Rahmen der Summe bewegt, die auf der Generalversammlung in Karlsruhe öffentlich genannt worden ist.

Auch der zur Verkleidung des Kopfbaues und Eingangshalle verwandte Travertin, der wegen seines fremdklingenden Namens meistens für ein besonders kostbarer ausländischer Stein gehalten wird, hat es dem Berichtserstatter angetan, weil er „bei flüchtiger Betrachtung wie Marmor wirkt“. Daß es sich bei dieser Gesteinsart um einen deutschen Muschelkalkstein handelt, der bei Stuttgart gewonnen wird, wissen die Kritiker so gut wie wir. Den gleichen Schwindel hat übrigens sogar ein Geistlicher von der Kanzel herab einer gläubigen Gemeinde schon einmal vorgetragen.

Eine direkt beneidenswerte Phantasie entwickelt der Artikelschreiber aber bei der Schilderung der eingebauten Sicherheitsmaßnahmen, die wir unseren Mitgliedern im Wortlaut nicht vorenthalten möchten: „Mittels eines anderen Apparates wieder, der allerdings von der AEG konstruiert ist und der im Zimmer von Tost steht und von diesem selbst bedient wird, genügt ein einziger Druck auf einen Knopf, um sämtliche Eingangstüren hermetisch abzuschließen und diese elektrisch zu laden, so daß es den „verhetzten Arbeitern unmöglich ist, auch nur die Eingangstüren zu berühren.“ — Der gute Mann kann wirklich von Glück sagen, daß er lebendig der Gefahr entronnen ist, wie leicht hätte es schief gehen können, wenn ein Unvorsichtiger auf den Knopf gedrückt hätte!

Auch in der übrigen Presse hat man sich in der letzten Zeit, wenn auch nicht mit solch faustdicken Lügen, mit unserem Neubau befaßt. Allen voran die gelbe Presse der Werksgemeinschaften, auch der Hugenbergsche „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlichte kürzlich im Bild ein veraltetes Altersheim nebn unserem Neubau; man hat sich aber sehr wohl gehütet, das eigene Verwaltungsgebäude daneben zu stellen. Alles demagogische Mittel, um die Arbeiter gegen ihre Verbandsleitung aufzuheizen. Wir haben aber so viel Vertrauen zu dem gesunden Menschenverstand unserer Mitglieder, daß sie sehr wohl begreifen, daß wir, nachdem der Verbandstag in Karlsruhe die Sitzverlegung beschlossen hatte, selbstverständlich im Interesse unserer Organisation verpflichtet waren, ein der größten Organisation der Welt würdiges Verwaltungsgebäude zu errichten, das auch über die augenblickliche Notzeit hinaus der späteren Entwicklung des Verbandes in jeder Beziehung Rechnung trägt.

Wenn auch die KPD-Presse schreibt: „Es nimmt uns wirklich wunder, daß in der Zeit des großen wirtschaftlichen Niedergangs, in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit ein derartiger Prunkbau aus Arbeitergrotschen errichtet werden konnte“, so wissen wir, daß unsere Mitglieder es begrüßt haben, daß es möglich war, gerade in der Krisenzeit vielen hundert Arbeitern aller Berufe für vierzehn Monate auf dem Bau und in der Werkstatt Arbeit zu verschaffen. Das werden sie aber nicht begreifen, daß es den kommunistischen Drahtziehern vorbehalten blieb, wohl aus Sorge um die Groschen der Metallarbeiter, ihre Partei Anhänger auf dem Bau zu veranlassen, eine wöchentliche Zulage von 20 M zu fordern, obwohl alle auf dem Bau Beschäftigten selbstverständlich tarifmäßig entlohnt wurden. Da der Vorstand nicht in der Lage war, den gestellten Forderungen Rechnung zu tragen, wurde der Neubau stillgelegt und der Streik selbst nach vier Wochen ergebnislos abgebrochen.

Zur Unterrichtung unserer Mitglieder wollen wir bei dieser Gelegenheit nur noch darauf hinweisen, daß in

unserem Verwaltungsgebäude nicht nur die Hauptverwaltung, sondern auch die technischen Betriebe des DMV untergebracht sind. In der Setzerei, Buchdruckerei und Buchbinderei arbeiten über hundert Berufsangehörige des graphischen Gewerbes. In den eigenen Betrieben werden, um sparsam zu wirtschaften, die Metallarbeiter-Zeitung, Metallarbeiter-Jugend, die Betriebsräte-Zeitung, Mitgliedsbücher, Taschenkalender, Jahrbücher, das gesamte Verwaltungsmaterial des DMV, Beitragsmarken, Ehren-Urkunden usw. hergestellt. Von den für die zukünftige Entwicklung des Verbandes vorgesehenen Reservieräumen sind etwa 36 Läden, Büros und Kellerräume anderweitig vermietet. Hier werden die Beitragsroschen der Metallarbeiter wirklich nutzbringend bewirtschaftet.

Der Vorstand.

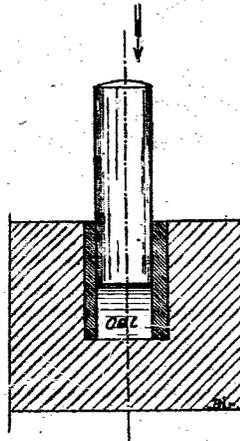
Fünfunddreißig Jahre Helium

Der geniale englische Naturforscher Sir William Ramsay entdeckte 1895 das Helium als in der Luft enthaltenes Gas, nachdem verschiedene Forscher das gleiche Element, kenntlich an seinen schönen leuchtenden Farben im Spektrum, schon 1868 entdeckt hatten. Seither hat man gefunden, daß viele Erdgasquellen und viele Sandarten Helium enthalten. Man schätzt, daß beim gegenwärtigen Stand der Technik jährlich rund 40 Millionen Kubikmeter Helium gewonnen werden könnten, also viele hundertmal mehr, als gebraucht werden, wenn alle Völker sich ein paar Zeppeline zulegen wollten und sie der Sicherheit halber mit Helium zu füllen wünschten, statt wie bisher mit dem (explosiblen) Wasserstoffgas. Die Herstellungskosten betragen rund einen Dollar je Kubikmeter Helium, ohne Transport zur Füllungsstelle, wofür von Dexter (Kansas) bis Friedrichshafen etwa 10 Pf. je Kubikmeter anzusetzen sind.

Lösen von Büchsen in Sacklöchern

Wie oft kommt es vor, daß in Maschinenteile eingepreßte Büchsen, vor allen Dingen Ventil- und Lagerbüchsen, zur Erneuerung oder aus anderen Gründen wieder aus dem Maschinenteil entfernt werden müssen. Bei Vorhandensein eines sogenannten Durchgangsloches ist die Entfernung ohne große Schwierigkeit möglich. Anders verhält es sich bei sogenannten „Sacklöchern“, die ein von unten auszuführendes Anfassen unmöglich machen. Auch muß oftmals darauf geachtet werden, daß eine Beschädigung der herauszunehmenden Büchse unter allen Umständen vermieden werden muß, da eine Neuanfertigung mit großen Kosten verbunden ist. Oftmals ist die Entfernung der Büchse aus dem Maschinenteil nur zu kleinen Nacharbeiten nötig, die man jedoch wegen Unhandlichkeit des Maschinenteils daraus entfernen muß. Als Beispiele, die man natürlich be-

liebig erweitern kann, sei nur das Nacharbeiten der Ventilspitze an großen Armaturen angeführt.



wie aus der Figur ersichtlich, mit Öl an, schiebt den oben zurecht gemachten Bolzen in die Bohrung der Büchse bis er auf dem Öl aufsitzt. Wenn keine Spindelpresse vorhanden ist, genügen ein paar Schläge auf den Bolzen in Richtung gegen das Öl, um die Büchse zu lösen. Auf diese Weise läßt sich jede Büchse lösen, auch wenn sie noch so fest eingepreßt ist.

Bei langen Büchsen, die also einen langen Preßweg besitzen, muß, wenn sie halbwegs gelöst ist, etwas Öl zugegossen werden. Natürlich läßt sich auch Wasser verwenden, jedoch ist Öl wegen seiner größeren Dichte dem Wasser vorzuziehen. Auch muß es kein reines Öl sein, sondern es genügt ganz gewöhnliches, kaltes, gerade zur Verfügung stehendes Maschinenöl.

Paul Bleicher, Ing.

Heinz Thomas fährt ins dritte Reich

Seit einem Jahre hatte Heinz Thomas die Lehrzeit beim Schlossermeister Frank vollendet. Der Tag des Auslernens war der Anfang seiner Arbeitslosigkeit. So war es Brauch bei Frank. Nicht etwa, daß keine Arbeit mehr dagewesen wäre, o nein, Frank stellte am anderen Tage zwei neue Jungens ein, damit diese das ehrbare Schlosserhandwerk bei ihm erlernen und nach Beendigung ihrer Lehrzeit denselben Weg gehen konnten wie Heinz. Als er freigesprochen wurde, und mit ihm einhundertsechszwanzig andere, war Reichshandwerkswoche, damit das ehrbare Handwerk belebt werde. „Nur das Handwerk kann uns retten“, schrie es von den Plakatsäulen. „Geht dem Handwerk Raum und Arbeit.“ Innungsoberrmeister Dalbrich überschlug sich fast bei der Ansprache an die zukünftigen Ge-

Lehrlingsstreiche

Als ich noch Arbeit hatte — das ist sehr lange her —, geschah es oft, daß wir Lehrlinge anderes taten, als wir tun sollten. Dabei sind wir einmal tüchtig hineingefallen trotz unserer geübten Kollegialität (aus dem Lateinischen für Eintracht, Zusammenhalt, auch Berufssolidarität). Diesen Reimfall will ich erzählen:

Es war an einem herrlichen Maieamorgen, der gar nicht dazu angetan war, unsere Arbeitslust sonderlich zu heben. Wir sahen mehr auf die Uhr, die gemächlicher als sonst zu gehen schien, als auf die Arbeit, die übliche Arbeit, „Gußkratzen“. Einmal muß es Frühstück werden. Und es ward. Die übliche Gewohnheit, das Frühstück auf der Feilbank einzunehmen, durchbrach ich und verschwand leise, aber doch nicht unbemerkt, mit dem erklingenden Glockenschlag. Ich ging, oder rannte vielmehr durch den Montageaal nach der Packerei zur Rampe. Nach einem geeigneten Frühstückstischplatz mich umsehend, entdeckte ich eine an die Hauswand gelehnte Leiter, die zur Modellbodenluke führte. Ohne besondere Überlegung bestieg ich die Leiter, kroch hinaus und setzte mich auf das Lukensims. Eine schöne Aussicht und frische Luft belohnten die kleine Mühe. Mir wurde leicht zu Mute und ich summte: „Die Sonne blinkt mit hellem Schein so freundlich in die Welt hinein, machs ebenso, machs ebenso“, und das tat ich auch. Ich sah in die Welt hinein und fühlte plötzlich dabei, daß meine Leiter Bewegungen machte. Ein Blick nach unten, und das genügte. Fritz, genannt der Schwarze, und Samson, eigentlich hieß er Rudi Fr., hatten sich herangekrochen, die Leiter ergriffen, und schon bewegte sie sich nach unten. Ich schlenderte einige goldene Worte hinunter, die sich in der Bibel stehen. Das störte sie nicht. Lachend sahen sie mit der Leiter ab.

Längst war die Frühstückszeit vorbei. Das monotone Geräusch der Maschinen hatte wieder eingesetzt und ward unterbrochen durch lautes Hämmern und Klopfen. Ich saß auf dem Lukensims und wartete geduldig wie die darbenste Menschheit auf den Erlöser. Doch die Leiter brachte niemand. Man ging mir schön aus dem Wege. Die Leute auf der Straße waren bereits auf mich aufmerksam geworden und wunderten sich über den Menschen, der noch immer da oben saß. Vor einer Dreiviertelstunde sahen sie mich das erstmal. Jetzt kamen sie wieder zurück — und noch immer saß er beineschlenkernd oben. Gerade als ich mich anschiekte, etwas einzudösen und an die Schönheiten im gestrigen Heimabend der Metallarbeiterjugend dachte, begann jemand auf mich einzureden. An der Stimme erkannte ich den Meister. Er stand unten auf der Rampe. Wer ihn kennt, wird ihn nie wieder vergessen. Wie er so dastand und abwechselnd redete, brüllte und sich wieder wunderte. Was er alles sagte, weiß ich nicht mehr. Viel Gutes war es nicht. Lange brauchte ich nicht mehr zu warten. Ein Lehrling brachte eine Leiter und ich stieg herab. Unten angelangt, sagte der Stift zu mir: „Du, ich glaube, diesmal sind wir jämmerlich reingefallen.“ Ich sage: „Wieso?“ „Na, das will ich dir gleich sagen. Ein Viertel zehn kam der Alte zu mir mit der Frage: „Wo ist denn der Kasper schon wieder? Da ich nicht wußte, wo du steckst und dich auch nach dem Frühstück nicht wieder gesehen hatte, antwortete ich, wie üblich: „Den hab' ich gesehen, eben ist er an mir vorbeigegangen. Er wird sicher in die Dreherei sein.“

„Soooo“, meinte der Alte und ging nach der Dreherei. Er hat dich natürlich nicht gefunden. Dafür aber um so öfter nach dir gefragt. Gegen 10 Uhr hat dich Kurt am Schraubstock gesehen, und der lange Müller wollte dich ebenfalls ganz bestimmt nach dem Abort gehen gesehen haben. Der Alte ging

sellen, als er sagte, das Handwerk habe goldenen Boden, denkt an eure Meister, die euch das Rüstzeug mitgegeben haben, damit ihr in Beruf und Leben bestehen könnt. Gott segne euch und das Handwerk.

Daran dachte Heinz, als er vom Wohlfahrtsamt kommend, den Kopf gesenkt, die Straße entlang schritt. Mit seinen 19 Jahren war er groß und kräftig gebaut, und doch bot er ein Bild trostlosen Jammers, wenn er sich unbeobachtet fühlte. Sein Vater war als Eisenhobler beschäftigt. Seit Heinz ausgelernt, war sein Vater Kurzarbeiter. Trotzdem wurde Heinz auf dem Wohlfahrtsamt mit einem Unterstützungsgesuch abgewiesen, da — sein Vater doch verdiene. Das war niederdrückend.

Sein Vater, Karl Thomas, war ein Mensch, der nicht so leicht unterzukriegen war. Er hatte erkannt, daß nur durch Zusammenschluß aller arbeitenden Menschen es möglich ist, das proletarische Los zu mildern und die Freiheit zu erringen. Er war Mitglied freier sozialistischer Organisationen und Vertrauensmann seiner Gewerkschaft. Sein aufrichtiges, uneigennütziges Wesen hatte manchen abseits stehenden Kollegen zum Verband und zur Partei gebracht. Aber die schwere Krise, die Kutzarbeit, die lange Arbeitslosigkeit seines Sohnes hatten auch ihn zermürbt. Sein Sohn Heinz brachte oft von der Straße und dem Arbeitsnachweis die Weisheit mit, daß an allem Elend und aller Not die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften schuld seien. Mit jugendlichem Feuer versuchte Heinz, dies seinem Vater beizubringen. Unterstützt wurde er darin noch von der Mutter, die schon immer der freiheitlichen Gesinnung ihres Mannes feindlich gegenüberstand. Die Mutter hatte in ihrer Jugend bei Herrschaffen gedient und einen unterwürfigen Geist angenommen, den auch Vater Thomas nicht ausmerzen konnte. Der Großvater mütterlicher Seite des Heinz, war ein alter Militäránwärter, der jede freiheitliche Regung seines Enkels unterdrückte. Er brachte Heinz in Kreise, die denkende Arbeiter gern meiden. Deshalb gab es in der Thomasschen Familie oft Auseinandersetzungen, aber Heinz fand stets im Haushalt seines Großvaters Rückhalt. Der Großvater bekam von der verhassten Republik eine nette Rente, und damit protestierte er gegen die Familie Thomas auf. Karl Thomas konnte seinem Schwiegervater nicht die Tür weisen, obgleich er es sich schon so oft vorgenommen hatte.

Einmal gesellte sich zu Heinz ein junger Mann. Heinz kannte ihn, es war der Sohn seines früheren Lehrmeisters Frank. Während der Lehrzeit hatte Heinz diesen Rolf Frank nicht ausstehen können, der damals studierte und hochnäsiger war. Dabei pisackte und verhöhnte er die Lehrlinge seines Vaters. Jedem Mitmenschen versuchte er beizubringen, daß er zu etwas Höherem geboren sei. Jetzt tat er mit Heinz Thomas auffallend freundlich. Ihm gelang es, Heinz in seinen Bann zu ziehen. Zermürbt durch die Arbeitslosigkeit, ließ sich Heinz mit Rolf Frank in eine Aussprache ein. Wurden die Aussprachen im Wirtshaus geführt, erhielt Heinz Essen und Trinken von Rolf bezahlt. So machte er sich die nationalen Grundsätze seines freigebigen Spenders immer mehr zu eigen. Rolf Frank war Nationalsozialist, er war es, weil sein Vater, der ehrbare Schlossermeister Frank, ihm beigebracht hatte, daß schuld am

Niedergange des Handwerks nur die Juden, Marxisten und tarifwütigen Gewerkschaften wären. Man müsse diese bekämpfen, dann gäbe es auch Arbeit für das Handwerk. Auch für Heinz Thomas, so spannte der Meistersohn den Faden fort. Da auch Franks Schlosserei schlecht ging, wurde das Taschengeld für das Söhnchen immer kleiner, aber der Haß gegen die Arbeiterschaft stieg im gleichen Ausmaß. Daß er Heinz Thomas für seine Ideen gewonnen, war ihm eine besondere Genugtuung, und in seiner Art hetzte er ihn gegen den eigenen Vater. Vater Thomas war doch einer, der mit Wort und Tat den Nationalsozialismus bekämpfte.

Scham und Liebe zu seinem Vater hielten Heinz ab, sich zu den nationalsozialistischen Ideen offen zu bekennen. Als ihn aber Rolf einmal in eine Hakenkreuzkneipe mitgenommen hatte, in der es drunter und drüber ging, änderte sich seine Ansicht. Die Brandreden der angesäuerten Brauhemden hatten ihn vollends verwirrt. „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, hatten sie gesagt, und es gefiel ihm, daß sich immer wieder einer fand, der etwas ausgab. Als ihm gar einer Arbeit anbot, wenn er in die Sturmabteilung einträte, gab es keinen Halt mehr für Heinz. Der Anführer händigte ihm eine Anweisung aus, für die er sich eine vollständige Brauhemdenausrüstung kostenlos erstehen konnte. Außerdem sollte er Bezahlung erhalten, wenn er als SA-Mann tätig sei. Heinz Thomas verpflichtete sich durch Handschlag, am 1. Mai die erste Übung mitzumachen, um, wie man sagte, den Roten zu zeigen, daß der Nationalsozialismus marschiere und das dritte Reich nahe sei.

Der Großvater war über die Tat seines Enkels erfreut und gab ihm drei Mark als Zeichen seines besonderen Wohlwollens. Sein Vater erfuhr nichts. Der 1. Mai kam. Die Arbeiterschaft feierte in machtvollen Kundgebungen ihren Weltfeiertag. Vater Thomas marschierte mit beim Selbstschutz, den man geschaffen hatte, um dem Treiben der Nationalsozialisten begegnen zu können. Angesichts der prächtigen Massenstimmung kämpfte er allen Unmut nieder. Die Feier war am Abend beendet und in kleinen Gruppen zog die Arbeiterschaft nach Hause. Auch Vater Thomas wanderte mit zehn Gesinnungsgenossen nach seiner Vorstadt. Auf dem Wege kreuzte die Gruppe eine Kolonne Brauhemden, die provokatorisch den Arbeitern den Weg vertrat. Es war dunkel und infolge der Übermacht wurden die Hakenkreuzler frech. Die kleine Gruppe Arbeiter wehrte sich tapfer und die nationalsozialistischen Jungens bekamen harte Arbeiterfäuste zu spüren. Da krachte ein Schuß, mit Gebrüll räumten die Brauhemden den Kampfplatz. Ein Arbeiter sank leblos zu Boden. Vater Thomas war es. Ein Schuß in den Rücken hatte seinem Leben ein Ende gesetzt. Die Genossen konnten nichts mehr für ihn tun. In Trauer trugen sie ihn nach Hause.

Heinz Thomas hatte in der Gruppe der Nationalsozialisten seine erste Übung gemacht. Während der Schlägerei hatte man ihm eine Schußwaffe in die Hand gedrückt. Er hatte blindlings geschossen. Am nächsten Morgen meldete die Zeitung den Tod seines Vaters, da verließ Heinz die Wohnung seines Großvaters. Später zog man ihn tot aus dem Fluß.

Das war Heinzens Fahrt ins dritte Reich.

Curt Zerhe.

nach dem Abort und — das Pech — Samson und Fritz sitzen auf einer Bude und halten Kriegsrat. Der Alte rief nach dir. Keine Antwort. Der Alte ruft noch einmal und — der Schwarze oder Fritz preßt ein „Aoh“ heraus, das etwa soviel bedeuten sollte, wie, ich bin hier und mir ist fürchtbar schlecht. Der Meister war über diesen Laut erschrocken, so daß er das Schimpfen vergaß und vor Mitleid mit den Worten verschwand: „Nuh, mäd'ch bald aus.“ Fritz und Samson warteten einige Augenblicke, dann stürmten sie aus der Bude raus, um dir die Leiter zu bringen. Leider kamen sie zu spät, denn der Alte brüllte dir gerade seine beliebte Rede hinauf zu deiner zweiten Etage. Da zogen sie vor, sich still an den Schraubstock zurückzuziehen.“

„Das ist allerdings Pech“, sage ich, und da mir nichts anderes übrig blieb, ging ich in Strümpfen nach der Werkstatt zurück, denn meine Holzlatzchen hatten sie gleich der Leiter mitgenommen. Ich wollte mich rasch und unbemerkt nach meinem Arbeitsplatz schleichen, doch das war unmöglich. Vor der Meisterstube, an der ich unbedingt vorbei mußte, standen sämtliche Lehrlinge. Der Meister in der Mitte.

„Na, Kasper“, rief der Alte, „da komm nur mal gleich hierher. Wer hat die Leiter weggenommen?“ Unter den Lehrlingen allgemeines Rhabarber. Stimmen wurden laut. „Unerhört!... Der konnte doch runterfliegen.“ Und Fritz bemerkte: „Nee, Herr Müller (so hieß der Meister), das ist wirklich unverschämt.“

Ich hatte begriffen und wußte, was ich zu sagen hatte. Der Meister richtete die Frage nochmals an mich: „Wer hat die Leiter weggenommen?“

„Ja, ich, ich habe keine Ahnung.“ Das Gesicht des Meisters wurde bei dieser Antwort lang wie eine Banane. Das Wort „Aahnung“ sprach er in einem Tone aus, der seltsam war. Dann war er sprachlos und wußte nichts mehr zu sagen.

Die Lehrlinge aber rühmen sich seit jener Zeit der besten Kollegialität. Aber es kam der Freitag, der ja bekanntlich nicht nur der vorletzte Tag in der Woche, sondern auch der Lohn-tag ist. Ich hatte einen Lohnabzug von einem Stundenlohn und außerdem von einer Mark Strafe zu verzeichnen. Das war weniger angenehm, denn in dieser Woche mußte ich unbedingt die fällige Bücherkreitere bezahlen. Ein Sprichwort heißt: „Und ist die Not am größten, ist Lehrlingshilfe am nächsten.“ Eine Sammlung unter den Lehrlingen machte den materiellen Schaden wieder wett und bewies obendrein ihr Verständnis für Kollegialität. Bitte nicht nachahmen!

Horst Kasper.

Mulle Hacke aus der Hafestraße

Mulle Hacke war ein echter Hamburger Junge. Er hieß eigentlich mit Vornamen Hans; aber soweit er zurückdenken konnte, hatte man ihn nie anders als „Mulle“ gerufen. Und so etwas bleibt an einem kleben; wie Pech.

Mulle wurde in der Hafestraße in Hamburg geboren — ganz in der Nähe der „St.-Pauli-Landungsbrücken“. Es ist dort eine üble Gegend; die Häuser sind baufällig — immer drei hintereinander. Wenig Sonne und Licht gibt es dort.

Hackes Vater trank — die Mutter half sich kümmerlich durch Aufwartungen. Fünf Schwestern hatte Mulle Hacke; es war schon eine dünne Scheibe Brot, die da für jeden abfiel.

Mulle Hacke war ein schwächliches Kind. Die Jungens in den Hinterhöfen sahen ihn immer etwas scheel von der Seite an; sagte er mal „Mucks“, so bekam er Prügel. Seine körperliche Unterlegenheit machte ihm viel zu schaffen; er haßte seine Schwäche gühend und bekämpfte sie, wo er konnte.

Einmal traf ihn sein Vater dabei an, wie er die — Stubenwand mit seinen Knabenfäusten bearbeitete. Der Vater war

Lodz, das polnische Manchester

Zwei Dinge sind es, die die Polen dem Fremden nicht gerne zeigen: Ihre Klosetts, und da haben sie recht, denn mit Ausnahme der Anlagen in den besseren Hotels gibt es in Polen kaum ein benutzbares Klosett. Und dann zeigen sie dem Fremden nicht gerne die Stadt Lodz. Da haben sie unrecht, denn wohl kann man in Lodz den Westen nicht finden, den die Polen dem Fremden mit Vorliebe zu zeigen versuchen, aber wer sehen will, daß der Längengrad, auf dem eine Stadt steht, weniger für seine Entwicklung bedeutet, als die Herrschaft, unter der sie erbaut wurde, der kann das in Lodz erfahren.



Straße im alten Lodz

denn obwohl Lodz sicher noch 200 Kilometer mehr westlich liegt als Warschau, so ist es seinem Äußeren nach unbedingt als eine östliche Stadt anzusprechen, wie es in ganz Polen keine östlichere gibt. Das holperige Pflaster, die niedrigen Holzhäuser und das Fehlen jeglicher Sentiments weisen in eine Richtung, die von der westlichen Zivilisation noch sehr weit fort liegt. Es gibt in Lodz keine Denkmäler, keine Repräsentationsbauten, es gibt, möchte man sagen, keine Lüge. Unverhüllt blickt den Besucher die Fratze des Kapitalismus an. Ein paar Herrenhäuser, in denen die Besitzer großer Webereien wohnen, sind als einzige Vorposten der Oberklasse aufzuzeigen. In ihnen soll auch so etwas wie Kunst gepflegt werden. Es soll da Gemälde-

galerien und Büchersammlungen geben. In der Stadt aber gibt es nichts. Einstöckige Baracken, große Mietskasernen mit langen Hinterhausfronten und über der Stadt Schlote.

Die Straßen sind erfüllt mit Frauen, die mit buntem Kopftuch und blanken Ohrgehängen geschmückt, in die Fabriken eilen. Bärtige Juden in langen Kaffanen und kleinen Käppchen stehen auf den Straßen. Fast alle Häuser sind belagert von zerlumpten Gestalten, die aus irgendeinem Grunde mit Stricken gefesselt zu sein scheinen. Später erst erfahre ich, daß sie mit den Stricken nicht gefesselt sind, sondern daß sie die Stricke benutzen, um sich große Tuchballen, die sie im Auftrag kleiner Fabrikanten durch die Stadt transportieren, auf den Rücken zu schnallen. Jetzt, um die achte Morgenstunde, lungern sie noch vor den Hausfluren herum und warten auf Arbeit. Milchfrauen kommen barfuß und die Milchkannen in weißen Tüchern auf den Rücken gebunden; andere Frauen mit ihren Kindern. Und fast gar keine Männer.

Das ist das äußere Gesicht der Stadt, die das polnische Manchester genannt wird. Als Stadt ist Lodz sehr jung. Noch im Jahre 1793 war es ein Dorf mit 190 Einwohnern. Durch ein russisches Dekret, das den Deutschen, die sich hier ansiedeln wollten, Land versprach, zogen zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts viele deutsche Handwerker nach Lodz. So ist es zu erklären, daß Lodz heute von 75 000 Deutschen bewohnt ist, für die drei Zeitungen erscheinen. Als 1830 der Deutsche Geyer in Lodz die erste Textilfabrik mit mechanischen Webstühlen einrichtete, gab es einen Weberaufstand. Einige Jahre dauerte es, bis sich die Lodzer Weber über die Neuerung beruhigten, um sich dann allgemein auf die Neuerung umzustellen. Lodz blühte empor und schon 1840 hatte es 20 150 Einwohner. Die weitere Entwicklung der Stadt, die Rußlands Textilzentrum wurde, ist nur mit amerikanischen Maßstäben vergleichbar. 1870 hatte Lodz 48 000 Einwohner, 1908 330 000, 1913 war die halbe Million erreicht. Durch den Krieg ging die Zahl der Einwohner Lodz' sehr zurück, so daß 1918 nur 300 000 Menschen Lodz bewohnten.

Heute hat es die größte Vorkriegseinwohnerzahl überschritten und zählt 600 000 Einwohner. 600 000 Einwohner und doch ein Dorf. Ein gestrecktes Dorf. Aber ein Dorf. Bis vor kurzem gab es in Lodz weder eine Wasserleitung noch eine Kanalisation. Alles Geld, das sich vor dem Kriege aus der blühenden Industrie der Stadt herauswirtschaften ließ, wanderte nach Rußland, während die Stadt und ihre Bewohner arm blieben. Aber eben durch dieses ungeheure Beispiel der Ausbeutung einer Stadt und seiner Arbeiter konnten in Lodz die Sozialisten schon früh Einfluß gewinnen. Eine ganze Zahl polnischer Politiker stammt aus dieser Stadt, die geradezu eine Lehrmeisterin des angewandten Marxismus ist, und von Pilsudski wird erzählt, daß er in seiner sozialistischen Zeit in Lodz eine Geheimdruckerei leitete. Heute beherrschen die drei sozialistischen Parteien, die deutsche, jüdische und polnische, die Stadt und unter ihrer Leitung wird nachzuholen versucht, was unter der russischen Herrschaft versäumt wurde. Vor allem ist man daran gegangen, unter einem Kostenaufwand von 30 Millionen Zloty eine Kanalisation zu legen. Eine Wasserleitung ist eben-

zufällig einmal nüchtern; er schlug Mulle nicht — er fragte bloß — etwas erstaunt: „Wot makst du do — Lümmel —?“ Mulle erschrak darüber, daß sein Vater ihn überrascht hatte; er konnte sich ihn nur im Zusammenhang mit Prügeln vorstellen. — „Ich — — — ich boxe — ich will — stark werden.“ Der Vater lachte; doch irgendwie dämmerte es in ihm; das da — was der Bengel macht, ist eigentlich gar nicht so dumm; da steckt fester Wille drin — — und — —, na, möglich — er wird mal anders.

Diese Erkenntnis kam Mulle zustatten; es hagelte weniger Prügel.

Seine Mutter liehte Mulle abgöttisch. „Herrgott!“ dachte er so manches Mal — „der Mutter etwas Arbeit abnehmen können — es ihr leichter machen — es muß gehen —!“

Und es ging. Mit zehn Jahren trug er Zeitungen aus. „Es ist zu wenig“, dachte er mit zwölf.

Da kam ihm der Zufall zu Hilfe. Er konnte von seinen ersparten Groschen „unter der Hand“ einen Schutzpatenzand kaufen. — Jetzt ging's besser; er konnte der Mutter so manche Mark heimlich zustecken.

Mit vierzehn Jahren wurde Mulle „Liftboy“ im „Hansa-Hotel“. Es gab nicht viel Lohn; aber manchmal etwas „Juchaber“.

Mulle Hacke sparte. Wenn er am Abend — müde — nach Hause kam, aß er sein kärgliches Abendbrot. Seine Mutter strich ihm wohl einmal beläustend über den Kopf. Das tat gut; es war Entschädigung für den Ärger des ganzen Tages.

Frau Hacke hatte es nicht mehr so schwer; jeden Extravergdienst gab ihr Mulle. Das war eine große Hilfe. Der Vater wußte nur vom Lohn; er vertrat ihn.

Mulle kümmerte sich nicht viel darum; aber wenn er die abgearbeitete Mutter ansah und den betrunkenen Vater, dann

stieg in ihm ein Gefühl hoch, das ihm bisher fremd gewesen war: Er haßte den Vater — er verfluchte den Alkohol, der diesen Mann zu dem gemacht hatte, was er jetzt war: zu einem Lumpen, der seine Mutter mit Füßen trat.

Nachts lernte Mulle; er las viele Bücher. Praktische — er wollte höher hinauf. Sein Leitgedanke war immer: der Mutter helfen — es der Mutter leichter machen.

Die Hoteldirektion wurde auf den Jungen aufmerksam; man nahm ihn ins Büro. „Aufwärts!“ dachte er nur, „aufwärts!“

Und dann kam der dunkle Tag. War es Zufall? Man sollte es Schicksal nennen; wir alle sind mit ihm fest verkettet.

Mulle Hacke war nach Hause gekommen. Er hörte schon im Flur das Weinen seiner Mutter. Der Vater prügelte sie; er hatte ein Paket Wasche eingepackt, um es zu verkaufen — für Schnaps. Die Mutter wehrte sich dagegen. Da kam Mulle. Brennend stieg es ihm in die Kehle. Die Mutter!!

Er fühlte etwas Kaltes in seiner Tasche — ein Messer.

Er klapperte es auf — mechanisch. Und dann sah er, daß der Vater wieder auf die Mutter einschlug. Mulle stieß zu; tief in den Rücken.

Der alte Hacke fiel um. Er war nicht schwer verletzt. Aber das wußte Mulle nicht. Er wußte nur, „du hast deinen Vater getötet“ —

Er lief nach dem Hafen. Das Wasser war vereist; es quirlte dunkel. Der Mond schien nicht. — Und es gab auch nur einen ganz kleinen Spritzer, als Mulle in die Fluten sprang.

Drei Tage später fischte man ihn auf. Der Vater stand stumpf am Grabe; ich glaube — er hat sich nicht viel gedacht — nichts denken können.

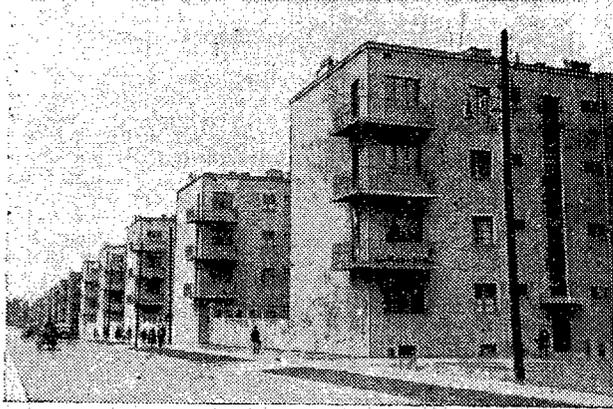
Die Mutter siechte dahin. Sie starb bald. Inzwischen sind noch mehr „Mulle Hacke“ geboren, die aber stärker sind. Und das ist gut so.

Otto Gutzeit

falls im Bau. Wichtig auch zu wissen, daß man nach Wiener Muster große Wohnanlagen schafft, zu denen die Stadt den Grund und Boden unverzinst hergibt, so daß es möglich ist, gute, helle und freundliche Wohnungen zu Mieten, die etwa 50 vH unter den Mieten privater Wohnbauten liegen, zu erstellen.

Ebenso baut man neue Schulen, die, wenn auch einfach, so doch vollkommen den Ansprüchen genügen, die man im Westen an Volksschulen stellt.

Parallel mit der Entwicklung der Stadt Lodz ging die Entwicklung der Textilindustrie. Von kleinsten Anfängen herauf,



Arbeiterwohnsiedlungen in Lodz

wie sie sich in den schon genannten Einwohnerzahlen der Stadt ausdrücken, hat Lodz sich zu einem der größten Textiltentren Europas aufgeschwungen.

Etwa 120 000 Arbeiter finden in Lodz allein in der Textilindustrie ihr Brot. Es sind schmale, von Not und Arbeit ausgemergelte Menschen, die in zwei Generationen fortschreitender Proletarisierung an Leib und Seele verkümmerten. Und wenn Polen sonst auch stolz auf sein Menschenmaterial sein kann, das ihm in jedem Jahre einen Geburtenüberschuß von einer halben Million Menschen schenkt, in Lodz wachsen seine Reserven nicht. Jedes fünfte Kind, das in dieser Stadt geboren wird, stirbt im ersten Jahre seines Lebens. Aber es werden nicht viele Kinder in Lodz geboren. Denn so sehr sich Lodz auch von jeder anderen Stadt Europas unterscheidet, in einem unterscheidet diese Stadt sich von keiner Großstadt Westeuropas: die Geburtenbewegung ist rückläufig! Und doch liegt Lodz in einem katholischen Lande! Aber selbst der Katholizismus kann keine Kinder in das Leben zwingen, wo die Möglichkeit zu leben nicht besteht.

Der erste Sturm

Erinnerungen aus der russischen Revolution 1905

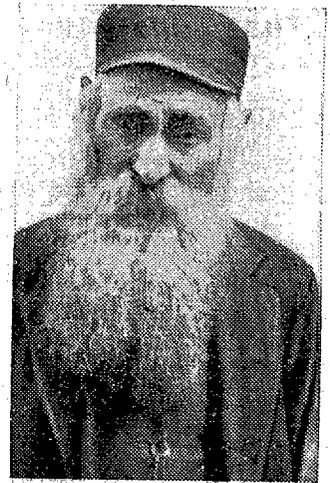
Die Verfilmung der blutigen Januarevorgänge von 1905 und der Meuterei auf dem „Potemkin“ hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Vorgeschichte der letzten russischen Revolution hingelenkt. Von dieser Vorgeschichte erzählt W. Woytinsky in seinem jetzt bei der Büchergilde Gutenberg, Berlin, erschienenen Buch „Der erste Sturm“ (in Leinen 3 M.). Es ist ein Band persönlicher Erinnerungen. Der Autor erzählt nur, was er selbst erlebt hat. Schon nach wenigen Seiten Lektüre schrumpft unsere infolge der Filmszenen heroisch aufgetakelte Phantasie zu dem nüchternen Bild der Wirklichkeit zusammen. Es ist sehr notwendig, die Tatsachen von damals kennenzulernen.

Nachdem die von dem Priester Gapon geführte Demonstration vor dem Zarenschloß in Petersburg zusammengeschossen worden war, zeigte sich eigentlich erst der wahre Charakter der Revolution von 1905. Es wurde deutlich, daß Rußland seine erste proletarische Revolution erlebte. Die revolutionären Ideen drangen in die Arbeiterschaft der russischen Industriebezirke ein. Da jede Versammlungstätigkeit unterbunden war, strömten die Arbeiter in die Diskussionsabende der Studenten, versammelten sie sich in den Hochschulen, wo sie ungestört edbattieren konnten und wo sie sich allmählich der Führung dieser Abende bemächtigten. Die Studenten blieben in der Mehrzahl Mitläufer. Nur einige stellten ihre Studien zurück und widmeten sich der politischen Agitation. Woytinsky war unter ihnen.

Eines Tages wurden auch die Hochschulen gesperrt und militärisch besetzt. Die Arbeiter mußten sich heimlich versammeln

Die bestbezahlten Arbeiter in den Textilfabriken von Lodz haben 6 Zloty den Tag, das sind, etwa 3 M. In den großen Werken 46stündige Arbeitswoche und jährlichen Urlaub, denn Polen hat das Washingtoner Abkommen unterzeichnet. Aber es gibt viele Kleinbetriebe in Lodz, deren Arbeitszeit unkontrollierbar ist, und es gibt andere Betriebe, in denen man die Arbeiter, ehe sie Anspruch auf ihren Urlaub haben, entläßt und durch andere ersetzt. Für diese gelten nicht mal die kleinen Milderungen, die die Arbeiterschaft im Laufe der Jahre den Unternehmern abzutrotzen vermochte.

Erich Grisar



Alter Pole aus Lodz

Arbeitsdienstpflicht und freiwilliger Arbeitsdienst

Der Kapitalismus befindet sich in einer Krise, er hat sich unrettbar in seinen eigenen Fesseln verstrickt. Diese Erkenntnis geht heute selbst bürgerlichen Politikern auf. Darum beratschlagen sie, wie der katastrophalen Arbeitslosigkeit Einhalt geboten werden soll, aber sie möchten dabei dem Kapitalismus als System nicht zu nahe treten, sondern ihm durch oberflächliche Reformen die „Giftzähne“ ausbrechen. Ein glänzender Beweis ist die Kommission, die unter dem ehemaligen Zentrumsarbeitsminister Dr. Brauns Vorschläge zu einer Arbeitsbeschaffung ausarbeitete. Der 2. Teil des Brauns-Gutachtens enthält herzlich wenig, was wirklich als brauchbar und durchgreifend zur Minderung der Arbeitslosigkeit angesehen werden könnte. Die Gewerkschaften haben diese Vorschläge als vollkommen unzureichend abgelehnt. Unsere Beachtung erfordert aber die Gedankengänge, die die Brauns-Kommission über die Arbeitsdienstpflicht und einen freiwilligen Arbeitsdienst niedergelegt hat. Das Wichtigste davon soll dargestellt werden:

Arbeitsdienstpflicht

Nachdem vor einiger Zeit im Reichsarbeitsministerium eine eingehende Aussprache im größeren Kreise (Befürworter und Gegner der Arbeitsdienstpflicht) stattfand und eine ernsthafte Prüfung zeigte, daß, ganz abgesehen von der von uns stets vertretenen grundsätzlichen Ablehnung, die Durchführung einer

und oft im Schutze der Dunkelheit auf offenem Feld zusammenkommen. Damals tauchte der Sowjet zum ersten Male auf. Ein Generalstreik endete mit einem Scheinsieg, der Kampf um den Achtstundentag brach los, die Arbeiter unterstützten die Militärmeuterei in Kronstadt mit einem Sympathiestreik, aber die heldenhafte Bewegung blieb auf Petersburg beschränkt. Eine Aussperrung erschöpfte die Kräfte der Arbeiter, der Sowjet führte schließlich nur noch ein Schattendasein, und die Agitatoren sahen ein, daß der Arbeiter allein nicht der Träger der russischen Revolution sein konnte. Woytinsky und seine Genossen gingen aufs Land.

Hier standen sie, von rührend schönen Ausnahmen abgesehen, einer reaktionären Masse gegenüber, die von ihren Gutsherren und Geistlichen geführt und gegen die „Roten“ gehetzt wurde. In einem besonders rückständigen Dorf wurden sie festgehalten, blutig geschlagen, zum nächsten Ort geschleppt, wieder verhaftet und beinahe von der Menge gelyncht. Dieses Einzelerlebnis war typisch für die jetzt hereingebrochene Periode der Niederlage. Der ganze Sowjet wurde verhaftet und der Aufstand der Arbeiter mit allen Mitteln niedergeschlagen. Die Flamme war niedergebrannt. Unter der Asche aber glühte es weiter.

Woytinskys Erinnerungen gewinnen den Leser durch die Einfachheit der Darstellung und durch die sympathische Art, jedes persönliche Hervortreten zu vermeiden. Trotzdem werden alle Personen sehr plastisch, und alle Vorgänge sind bewegt und voll Spannung. Ein interessantes, empfehlenswertes Buch!

Wladimir Woytinsky

Arbeitsdienstpflicht schon an den Kosten und der Unergiebigkeit der Arbeiten scheitert, sind die lauten Rufer nach einer allgemeinen Arbeitsdienstpflicht ziemlich verstummt. Auch die Gutachterkommission kommt zur Ablehnung. Das Gutachten sagt:

„Die Kommission hält die Einführung einer allgemeinen Arbeitsdienstpflicht nicht für ein geeignetes Mittel zur Entlastung des Arbeitsmarktes.“

Freiwilliger Arbeitsdienst

Aber ein neues Schlagwort ist aufgetaucht: „freiwilliger Arbeitsdienst“. Das Gutachten beschäftigt sich auch hiermit und empfiehlt seine „Förderung“. Was soll darunter verstanden werden? In der Publizistik sind Ziele und Durchführung des „freiwilligen Arbeitsdienstes“ höchst unklar und verworren. Praktisch wird aber bereits eine Form angewandt, die höchst bedenklich ist. Es soll nämlich den Landwirten, die bisher ausländische Arbeitskräfte beschäftigen und jetzt als Ersatz der Ausländer deutsche Arbeitslose einstellen, die nicht berufsmäßig der Landwirtschaft angehören (also städtische Arbeitslose), ein beträchtlicher Zuschuß aus Mitteln der Arbeitslosenversicherung zum Lohn gewährt werden. Der Zuschuß soll die Minderleistung des städtischen Arbeitslosen, der den Tariflohn erhalten muß, ausgleichen. Diese Maßnahme soll eine Unterstützung des „freiwilligen Arbeitsdienstes“ darstellen. Tatsächlich ist sie eine versteckte Subvention an bestimmte landwirtschaftliche Betriebe, die obendrein den ohnehin miserablen Lohn des deutschen Landarbeiters gefährdet und zum Lohn- und damit zu wirtschaftsstörenden Reibungen führt. Diese Gefahr ist dem „freiwilligen Arbeitsdienst“ überhaupt eigen. Zwar engt die Kommission die Art der Arbeiten ein. Sie sagt:

„Eine selbstverständliche Voraussetzung für die Arbeitsgelegenheiten, die im freiwilligen Arbeitsdienst ausgenutzt werden sollen, ist, daß sie die Arbeitsmenge über das Maß hinaus erweitern, das vorhanden ist oder auf anderem Wege, insbesondere dem der Notstandsarbeiten, verfügbar gemacht werden könnte.... Schwierigkeiten der Durchführung werden sich zunächst in der Beschaffung zusätzlicher Arbeit zeigen. Man wird sich deshalb nicht, wie bei der Notstandsarbeit und der Pflichtarbeit, auf die öffentliche Hand als Träger beschränken können, sondern man wird Verbände mit gemeinnützigen Zielen als Träger auch dann heranziehen müssen, wenn sie Arbeiten bereitstellen, die zunächst einem beschränkten Personenkreis (Mitgliedern oder hilfsbedürftigen Kreisen) zugute kommen.“

Aber auch derart eingengt, bedrohen diese Arbeiten wieder die Notstandsarbeiten, weil zugunsten des freiwilligen Arbeitsdienstes die ohnehin beschränkten Mittel weiter verknappt würden. Außerdem käme es tatsächlich auf einen Lohndruck hinaus. Der „freiwillige Arbeitsdienst“ ist entweder eine für das Gesamtproblem belanglose Spielerei oder aber, im größeren Maßstab durchgeführt, eine sehr ernste Gefahr, gegen die sich die Gewerkschaften mit aller Entschiedenheit wenden müssen.

Ein Berg wird abgetragen

Zu den größten und zugleich unbekanntesten Naturmerkwürdigkeiten Europas gehört es, daß es ganze Eisenberge besitzt, Hügel und wahre Bergketten, die in ihrer gesamten Masse aus Erz bestehen und als solche nur einfach zerkleinert zu werden und in den Schmelzöfen zu wandern brauchen. Schon in Steiermark gibt es ein solches Naturwunder, den Erzberg von Eisenerz, der seit Jahrhunderten Terrasse und Terrasse abgebaut wird. Aber dieser Betrieb ist klein und veraltet gegenüber den modernsten Einrichtungen, mit denen Schweden in seinem nördlichen lappländischen Teil das größte Erzvorkommen unseres Planeten abzubauen versteht. Dort, bei der erst vor dreißig Jahren gegründeten und mit amerikanischer Geschwindigkeit wachsenden Stadt Kiruna, erheben sich zwei Bergketten, der Kirunavaara und der Luossavaara, die bis etwa 1000 Meter hoch im ganzen ein ungeheures Stück Eisenerz darstellen. Man braucht es nur zu zerkleinern und wegzufahren, was denn auch in einer großartigen und allmodernsten Weise geschieht.

Wie hier der Begriff Erzgrube veraltet ist, da die Arbeiter sich hier mittels einer Bahn auf luftige Bergeshöhe „vor Ort“ begaben, so sind auch Haxe und Schaufel längst abgeschafft. Man arbeitet ausschließlich mit Bohrungen mit komprimierter Luft und Sprengungen, die gleichzeitig auf ziemlich weiter Strecke vorgenommen werden. Wenn in den eleganten Arbeiter- und Beamtenhäusern der Gartenstadt Kiruna die Fenster klirren und die Möbel zittern in der dumpfen Kanonade vom Eisenschnee über der Stadt, dann weiß man, daß sich wieder die stolzen elektrischen Züge in Bewegung setzen werden, auf einer der nördlichsten Eisenbahndammungen der Welt, von denen aus Europa das schwedische Eisen bezieht.

SPD



Schatzkästlein des Wissens

Die mittlere Jahresernte der Welt betrug vor dem Kriege: Weizen 1066 Millionen Doppelzentner, Roggen 440 Millionen Doppelzentner, Gerste 360 Millionen Doppelzentner, Hafer 643 Millionen Doppelzentner, Reis 1000 Millionen Doppelzentner, Mais 1000 Millionen Doppelzentner, Kartoffeln 1500 Millionen Doppelzentner.

Wie die Bienen das Wachs bereiten. Das Wachs wird von den Bienen an der Bauchfläche der vier Hinterleibsringe abgeschieden. Jede der betreffenden „Ventralplatten“ weist in ihrer vorderen Hälfte zwei glatte Flächen auf, welche aus einer dünnen Chitinhaut gebildet und von starken Chitinleisten eingerahmt sind. Diese Flächen werden „Spiegel“ genannt und sind überdeckt von dem hinteren Abschnitte der vorhergehenden Ventralplatte. Jeder Spiegel ist an der Innenseite mit einer Schicht von Zellen bedeckt, welche einen sechseckigen Querschnitt aufweisen. Das sind die Wachsdrüsen. Bei Bienen, welche eben erst ausgeschlüpft sind, erscheinen die Zellen der Wachsdrüsen auf Längsschnitten etwa ebenso hoch als breit. Bald jedoch nehmen sie an Höhe stark zu und werden säulenförmig. Sie stehen dann wie Palisaden nebeneinander. Mit dem zunehmenden Alter der Bienen degenerieren die Wachsdrüsen. Die Zellen nehmen an Höhe ab, ihre Grenzen verschwinden, die Kerne werden undeutlich, mit einem Worte: Die Drüsen machen den Eindruck eines verbrauchten Organs. Nach außen gelangt das Wachs durch außerordentlich feine Kanälchen, welche das Chitin des Spiegels in senkrechter Richtung durchsetzen. Die Wachsplatten, welche sich in den „Wachstaschen“ — das sind die Hohlräume zwischen den „Spiegeln“ und den Abschnitten der vorhergehenden „Ventralplatten“ — befinden, lassen beim Durchbrechen erkennen, daß sie aus mehreren, fest miteinander verklebten Schichten bestehen.

Es sprechen in der Welt: Chinesisch: 435 Millionen, Indisch: 230 Millionen, Englisch: 163 Millionen, Deutsch: 91 Millionen.

Ein merkwürdiger See. In der Nähe der von den Ausläufern des Golfstroms gespülten russischen Murmansküste befindet sich auf der kleinen Insel Kildel ein höchst merkwürdiger See. Er besitzt nämlich dreierlei verschiedenes Wasser, welches schichtenweise übereinandergelagert ist, ohne sich untereinander zu vermengen. Die oberste, ungefähr fünf Meter starke Schicht ist Süßwasser, welches von allerlei Flußfischen und sonstigen im Süßwasser vorkommenden Lebewesen bevölkert wird. Unter dieser Schicht ist das Wasser gleichfalls etwa fünf Meter tief, salzhaltig und beherbergt allerlei der Meeresfauna angehörende Lebewesen. Unter diesen beiden Wasserschichten hört scheinbar jedes Leben auf, denn die aus dem Seeboden strömende hydroschweflige Säure hat das Wasser wenigstens für höherorganisierte Tiere unbewohnbar gemacht. Dieser seltsame, Mogulnsee genannte See wurde kürzlich von efflichen Gelehrten untersucht, und die russische Regierung hat ihn wegen des großen wissenschaftlichen Interesses, welches er erregte, als „Schutzgebiet“ erklärt.

Kautschuk und Guttapercha sind nicht dasselbe, sondern sie entstammen verschiedenartigen Pflanzen.

Schillers Sohn, der Oberforstmeister von Schiller, hatte von dem poetischen Geiste seines Vaters keine Ader, dagegen war er Forstmann mit Leib und Seele. Von seinem Vater pflegte er zu sagen: Er sei zwar ein gescheiter Mann gewesen, aber vom Holze habe er nichts verstanden, sonst hätte er in seiner „Glocke“ nicht gesagt: „Nehmet Holz vom Fichtenstamme“. Fichtenholz, das sei gerade das schlechteste Holz.

Das erste englische Derby, das in heutiger Zeit bedeutsamste Pferderennen, wurde im Jahre 1780 gelaufen.

Zusammenstellung unseres Kartenspiels. Mancher Spieler wundert sich darüber, daß unser Kartenspiel, wie es noch heute für manche Kartenspiele gebraucht wird, aus 52 Karten besteht. Ist diese Zahl willkürlich oder absichtlich gewählt? Was bedeutet die Einteilung in vier Farben von je 13 Karten? Die 52 Karten stellen die 52 Wochen des Jahres dar. Die vier Farben (eigentlich nur zwei mit zwei verschiedenen Bildern) à 13 Blätter bedeuten die vier Jahreszeiten mit je 13 Wochen. Die einzelnen Farben sind von 1 bis 10 numeriert. Ihnen folgen die drei Bilder (Bube, Dame, König). Numeriert man diese weiter mit 11, 12, 13 und addiert sämtliche Zahlen 1 bis 13 einer Farbe, so erhält man 91, also die Anzahl der Tage eines Vierteljahres. 91 Tage mit 4 multipliziert, ergeben aber 364 Tage, womit, soweit wie möglich, die Tageszahl des Durchschnittsjahres getroffen ist. Auf diesem Grundgedanken ist also unser heutiges Kartenspiel aufgebaut.

Neue Heimgestaltung Tonbildfolgen

Es soll von den Erfahrungen berichtet werden, die wir mit einer neuen Art von Heimabendgestaltung gemacht haben. Bekannt sind die Schwierigkeiten, die sich unserer planmäßiger Bildungsarbeit entgegenstellen. Und doch haben wir Mut, denn die Metallarbeiter-Jugend ist kein Klub, der Amüsements zu veranstalten hat. Das Ziel unserer Bildungsarbeit ist, die klassenbewußten Kollegen, die sich ihrer wirtschaftlichen Lage bewußt und von hohen Idealen des Sozialismus durchdrungen sind, für die Welt zu erziehen.

Die Großstadt verflacht zu leicht den jungen Menschen und bietet ihm den Genuß einer billigen verkitschten Welt. Dem müssen wir entgegenarbeiten. Wir müssen Vorträge, Arbeitsgemeinschaften, Stegreifspiele und Lichtbildervorträge in den Dienst unserer Sache stellen. Nicht immer haben diese Abende die genügende Anziehungskraft. Die Jugend, die nicht unmittelbar von der Schule zu uns kam, ist für unsere Ideale nicht leicht zu begeistern. Darum muß jeder Heimabend zum Erlebnis gesteigert werden. Von ihm muß die werbende Kraft ausströmen.

Wir versuchten es mit unseren Tonbildfolgen. Man ist geneigt, sofort an „Tonfilm“ zu denken. So etwas Ähnliches ist es auch. Ton = Musik liefert die Schallplatte, Bild = Lichtbilder sind Glasbilder oder können auch Postkarten sein. Folgen = Hörspielfolgen ist eine Angelegenheit, die auf den Rundfunk zurückgeht. Demnach ist Tonbildfolgen eine Reihe von Bildern, die durch geeignete musikalische und sprachliche Begleitung unterstützt werden.

Unsere letzte Tonfolge hieß: „Aus aller Welt.“ Vorher gaben wir „Vaterland“ und „Mensch und Technik“. Ein literaturkundiger Freund wird sich bestimmt in jeder Gruppe finden, der die Regie übernimmt. Ein anderer hat einen Schallplattenapparat und Schallplatten. Andere wieder wundervolle Bilder, Postkarten von Italien, Spanien, Rußland, Sizilien, Deutschland usw. Aus einer Zeitschrift der Büchergilde entnehmen wir sogar etwas über Indien. Dazu finden wir auch geeigneten Text. Beim Zustandekommen der Tonbildfolgen arbeitet nicht ein einzelner, sondern das Kollektiv, die Gemeinschaft. Ist das Material gesammelt, wird es zusammengestellt. Sind die Vorarbeiten erledigt, wird vor der Aufführung noch zweimal eine Verständigungsprobe angesetzt, bis es klappt.

Die Aufführung beginnt. Das Heim ist außerordentlich gut besetzt. Im Raum sieht man nur eine mächtige Leinwand, die mit grünen Vorhängen umrahmt ist. In sechs Meter Entfernung steht unser Zeiß-Ikon, der leicht bedienbare, für alle Lichtbilder geeignete Lichtbildapparat. Hinter der Leinwand stehen Jugendkollegen, das Personal, das die Radaustrumente und den Schallplattenapparat bedient. Der Saal verdunkelt sich. Die Musik setzt ein. Dann folgt das erste Lichtbild. Die Ankündigung lautet zwar etwas bombastisch:

1. Wir grüßen Euch im Heim der MAJ.
2. Wir zeigen eine Tonbildfolge von der MAJ:

„Aus aller Welt“

Regie: Zara. Technische Gestaltung: Wallre.
Künstlerische Leitung: Skabu. Musikal. Leitung: Herreu.

I. Teil

Wenn diese neun Anschriften vorüber sind, ist auch das Spiel der ersten Schallplatte zu Ende. Stimmung ist auch inzwischen eingetreten. Die weitere Handlung plätschert leicht und ungenötigt dahin. Aus der Spielfolge noch einige Bilder:

Ein Bild zeigt uns China. Dazu spielt die „Chinesische Straßenserenade“. Bei fünf weiteren Bildern aus dem chinesischen Land wird ein Text von einem Sprecher vorgetragen. Fünf Sprecher geben das Gedicht „Die Legende von Buddha“. Das grenzt schon an Melodramatische. Weitere Bilder führen uns nach Amerika. Die Musik setzt aus. Über den Atlantik dampft das Schiff; Rauchfahnen zerrt der Schornstein über das weite Wasser. Amerika, das Land der Wolkenkratzer, das Land der Klassenfrauen. Beim letzten Bild spricht ein Redner das Gedicht von Kästner: „Klassenfrauen“. Ein Prosavortrag zu den amerikanischen Bildern ist von B. Travén gewählt und schildert die Szene: Sacco und Vanzetti haben ihr Todesurteil vernommen.

Bei dieser Formgebung der Heimabende können auch sehr ernste Dinge anschaulich behandelt werden. Die Mühen für solche Heimabende lohnen sich durchaus Jugendkollegen, versucht überall ähnliche Veranstaltungen!

Werner Preuß, Breslau.

Wer nicht tanzen kann mit Winden,
wer sich wickeln muß in Binden,
angebunden, Krüppelgreis,
fort aus unserm Paradies.

Fr. Nietzsche.

Tagung unserer schlesischen Jugendleiter

Am Himmelfahrtstag versammelten sich 17 Vertreter aus dem schlesischen Bezirk in Zentnerbrunn zu einer Jugendleiter-tagung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Bezirkssekretär Kollege Knorr, Breslau, berichtete über die Jugendgruppen im Bezirk. Die Wirtschaftskrise hemmt den Aufstieg unserer Jugendbewegung und drückt die Erfolgsmöglichkeiten unseres Verbandes. In diesen Zeiten müssen wir lebhaft in unseren eigenen Reihen wirken. Der Metallarbeiter-Verband wirkte schon vor der Umwälzung als Führer und Anwalt der Jugend. Der Fortschritt im Jugendrecht kann zum guten Teil als Erfolg unserer Verbandsarbeit gewertet werden. Gemessen an den Mindestforderungen des Internationalen Jugendschutzprogrammes, ist es eine Tatsache, daß wir in Deutschland im Jugendrecht ein bedeutendes Stück vorwärts gekommen sind. Aber noch bleibt viel zu schaffen. Die Jugend erwartet, daß wir ihr den Weg zum Ziel zeigen. Wir müssen um das Berufsausbildungsgesetz kämpfen. Dem Unfug der Gebühreneinführung bei den Handwerkskammern bei Aufnahmen um Freisprechungen muß ein Ende herbeigeführt werden. Oft wird gerade von Handwerksmeistern noch Lehrgeld verlangt, bei denen die Lehrlinge bestimmt am wenigsten lernen können. Unsere Aufgabe muß es sein, die Jugend für unseren Verband zu gewinnen. In der Jugend ist der Mensch am aufnahmefähigsten, darum muß unsere Erziehungsarbeit einsetzen.

Das Jugendtreffen 1930, das 800 Jugendliche in Breslau vereint sah, hat uns großen Erfolg gebracht. Im Jahre 1927 hatten wir vier Verwaltungsstellen, die Jugendarbeit leisteten. Eine dreijährige Arbeit hat uns rüstig vorwärts gebracht. 1928 bildeten sich in elf Verwaltungsstellen neue Jugendgruppen. 1930 stieg die Zahl auf 13 Verwaltungsstellen. Der größte Erfolg liegt aber in der Steigerung der Veranstaltungen und der Teilnehmerzahlen. So erreichten wir 1930 eine Zahl von 679 Veranstaltungen mit 11 680 Teilnehmern. Unsere Aufgabe muß es sein, die Jugend aus schlechten Lokalen herauszuholen und in schönen Jugendheimen unterzubringen. Dazu brauchen wir die Hilfe der Gemeinden und Stadtverwaltungen. Bei gemeinsamer tatkräftiger Arbeit wird es rüstig weiter vorwärts gehen.

Des ferneren beschäftigte sich die Tagung mit dem Jugendtreffen 1931. Es wurde beschlossen, das diesjährige Jugendtreffen am 14. August 1931 auf dem Riesengebirge und in Hirschberg abzuhalten. Am Sonnabend wird eine Empfangsfeier stattfinden, eine Fahrt ins Riesengebirge folgt am Sonntag, auf dessen Kamm ein Treffen mit dem tschechischen Bruderverband vorgesehen ist. Montag folgen dann Wanderungen im Riesengebirge. Die schlesische Metallarbeiterjugend rüstet schon jetzt zu diesem Jugendtreffen. Neugestärkt sind die Delegierten wieder in ihren Wirkungskreis gegangen und werden für unsere Sache weiter wirken.

Berliner Jugendvertrauensleute

Die Jugendvertrauensleute unserer Berliner Metallarbeiter-Jugendgruppe beschäftigten sich auf ihrer Maitagung mit den wichtigsten Jugend- und Verbandsfragen. Die Metallarbeiter-Jugend Berlins will mit Entschiedenheit alle Probleme anpacken, die der sozialen und gewerkschaftlichen Beachtung wert sind. Sie will die Verpflichtung lösen, ihre Kollegen und ihre Vertrauensleute mit jenem Geist des gewerkschaftlichen Klassenbewußtseins und der notwendigen sozialen Kenntnis zu erfüllen, die heute im Daseins- und Klassenkampf unumgänglich notwendig sind. Ihre Aufgabe ist: Schulung und Erziehung der Jungkollegen. Die Wege zum Ziel sind verschiedenartig. Beachtlich war der Vortrag des Genossen Dr. Nölting: „Über die Ursachen der Wirtschaftskrisen und die Stellung der Arbeiterklasse.“ Als Ergebnis des Vortrages wurde festgehalten, daß die Arbeiterklasse gegen die geschlossene Unternehmerklasse in breiter, einiger Front ankämpfen muß und daß unsere Arbeiterbewegung über alle Schwierigkeiten hinaus zu erhalten und für die Zukunft auszubauen ist. Die Jugend ist in erster Linie zu diesem Kampf verpflichtet. Die Tagung der Vertrauensleute beschäftigte sich in ihrem weiteren Verlauf mit praktischen Gewerkschaftsfragen, die sich aus dem heutigen Wirtschaftsleben ergeben. Ein lehrreiches Anschauungsmaterial von dem Schicksal der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter in der Produktion wurde gegeben. Die Wirtschaftskrise macht vor der Jugend, als den schwächsten Gliedern der Gesellschaft, nicht Halt. In unzähligen kleinen Schikanen und Abbaumassnahmen auf sozialem Gebiet zeigt sich das Bestreben des Kapitals, das jugendliche Proletariat stärker denn seither zu belasten. Geklärt wurden noch Fragen der Krankenkassenbeiträge, der Lohnzahlung, des Urlaubs und der Gewerkschule. Die Aussprache verlief in harmonischer, allgemein befriedigender Weise. Die Berliner Metallarbeiter-Jugend ist auf dem Posten, um sich ihre Zukunft selbst zu gestalten.

Jugendnot!

Ein 15jähriger vom Herzschlag überrascht

Ein 15jähriger Lehrling, der einen Handwagen vor sich herschob, wurde heute früh von einem Herzschlag betroffen und war sofort tot.

Diese kurze Nachricht stand vor einiger Zeit unter Tagesneuigkeiten in einer Zeitung in Frankfurt a. M. Die neuigkeitshungrigen Leser dieses Blattes werden diese Nachricht deswegen beachtlich gefunden haben, weil es sonst selten vorkommt, daß ein so junger Mensch von einem Herzschlag betroffen wird. Jede nähere Aufklärung, warum, wieso, weshalb, hat der Berichtersteller weggelassen; er ist wohl erst gar nicht auf den Gedanken gekommen, darüber weitere Nachforschungen anzustellen.

„Ein Lehrling, der einen Handwagen vor sich herschob . . .“, mit diesen paar Worten ist ein ganzes Lehrlingsschicksal umrissen. Die älteren Leute, die ihre Lehrzeit lange vor dem Kriege durchgemacht haben, wissen von Verhältnissen zu erzählen, die heute wohl allgemein überwunden, aber leider doch ab und zu immer wieder einmal anzutreffen sind. Lehrlingsausbeutung, bei Kleinmeistern noch sehr verbreitet, ist ein Verbrechen ganz besonders dann, wenn es sich dabei um unterernährte junge Leute handelt, wie sie heute zahlreich aus kinderreichen Familien kommen.

Man kann es sich lebhaft vorstellen, wie so ein armer Junge, schwächlich, ja kränklich, von einem unvernünftigen Lehrherrn oder auch Lehrgesellen einen Handwagen vollgeladen bekommt, daß ein Erwachsener seine Mühe hätte, ihn vorwärts zu schieben. Warmes Wetter und Asphalt — schieben, bis einem die Zunge heraushängt. „Sollen's lernen, wir haben's auch gemußt“, hört man einen alten Krauter zernern. Und dann plagt sich so ein junges Menschenkind im Schweiß seines Angesichts. Kein Wort des Widerspruchs, Furcht vor dem Meister . . . und war sofort tot.

Nie wird ein Mensch erfahren, was das junge Herz zerkrampft und zerdrückt hat. Vielleicht war der Vater gar erwerbslos, und die Familie hat mit Schmerzen auf die lumpigen Lehrlingspfennige gewartet?

Lehrlingsschutz, Ausbau und Erweiterung in jeder Beziehung, eine von den Gewerkschaften seit jeher mit allem Nachdruck erhobene und vertretene Forderung wird in ihrer Dringlichkeit durch solche Vorfälle immer wieder mit aller Deutlichkeit bewiesen.

J. d. K.

Urlaub an Jugendliche!

Wann kommt die gesetzliche Regelung? Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Jugenderholung und Heilfürsorge hat sich letzthin eingehend mit dem Antrag des Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände an die Reichsregierung auf Herbeiführung eines Sonderschutzes für erwerbstätige Jugendliche beschäftigt. In einer Entschliebung hat sich die Reichsarbeitsgemeinschaft, der Wohlfahrtskorrespondenz zufolge, dahin ausgesprochen, daß sie vom Standpunkt der Gesundheitsfürsorge aus die jetzige Urlaubsregelung für erwerbstätige Jugendliche für unzureichend hält und das Vorgehen des Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände zu dieser Frage begrüßt. Die sofortige gesetzliche Regelung einer ausreichenden Urlaubsgewährung an die erwerbstätigen Jugendlichen wird für dringend erforderlich erachtet.

Beachtliches für Jugendfahrten

Seit dem 1. Mai 1931 hat die Reichsbahn weitere Fahrpreisermäßigung für Gesellschaftsfahrten, wenn sie in geschlossenen Gruppen oder in Sonderzügen stattfindet, gewährt. Die Mindestteilnehmerzahl, um eine Ermäßigung zu erreichen, beträgt nur noch 15 (bisher 30) Personen. Bei einer Teilnehmerzahl von 15 bis 50 Personen ermäßigt sich der Fahrpreis um 25 vH, bei über 50 Personen um 33 vH. Ein Freifahrtschein wird gegeben bei einer Teilnehmerzahl von 31 bis 50; zwei, wenn die Zahl 50 übersteigt, und drei Freifahrten bei über 100 Teilnehmern. Bei den besonders verbilligten Jugendfahrten durften Schnellzüge bisher nicht benutzt werden. Nunmehr gibt die Reichsbahn Schnellzüge auch für Jugendfahrten unter den gleichen Bedingungen wie für Schulfahrten frei.

Wirtschaftsnot und Bücherlesen

Hat die Arbeitslosigkeit unserer Zeit eine Vermehrung der Aufmerksamkeit für Bücher gebracht? In England wird dies behauptet. Daß die Buchherstellung im Jahre 1930 in England wesentlich gestiegen ist, wird auf die Arbeitslosigkeit zurückgeführt. Woher mögen die Menschen ohne Arbeit wohl die Mittel für die Bücher genommen haben? Die Steigerung der Benutzung der Leihbibliotheken in England im Jahre 1930 ist eher ein Beweis für die Zunahme der Beachtung, die das Buch jetzt gefunden hat. Wenn man daraus aber drüber gar von einer geistigen Wiedergeburt spricht, die diese Krise im Gefolge

haben soll, dann scheint dieses Urteil doch allzu sehr vom grünen Tisch aus gegeben zu sein. Eine geistige Wiedergeburt erfolgt nicht in Zeiten wirtschaftlicher Verzweiflung.

Dennoch sollte der Zusammenhang zwischen Wirtschaftskrise und Bücherlesen vorhanden sein. Die Gewerkschaften bemühen sich überall, den Arbeitslosen durch Bildungsveranstaltungen einen seelischen Halt zu geben. Auch das Buch sollte da helfen über diese seelischen Nöte der Zeit. Viele der Alten, wir erinnern nur an August Bebel, haben in der „Arbeitslosigkeit“ des Gefängnisses die Muße zur Weiterbildung gefunden, die nachher von wesentlicher Bedeutung für ihr Leben war.

Friede auf Erden?

Pfarrer Siegmund Schultze, Berlin, hat den Vorschlag gemacht, die Kirche möge jedes Jahr einen bestimmten Sonntag in den Dienst des Friedensgedankens und der Völkerveröhnung stellen. Darauf schreibt der „Reichsbote“, das Blatt der evangelischen Pfarrer: „Handelte es sich um einen Sonntag zur Hebung der Ziegenzucht; immerhin eine ehrliche Sache: handelte es sich um einen solchen zur Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht, für Wiederaufrichtung von Wehrhaftigkeit, Mannhaftigkeit und Treue — man ließe mit sich reden. Ein Friedenssonntag?! — Das ist so widerwärtig, als wenn man bei einer Leiche Karten spielt oder einem Sterbenden Couplets vorsingt.“ Die Botschaft der himmlischen Heerscharen vom Frieden auf Erden scheint in den Kreisen der evangelischen Pfarrer nicht mehr lebendig zu sein, sonst könnte ihr Blatt nicht so hohnvoll über einen Friedenssonntag schreiben.

Da braucht es nicht!

In Ingolstadt tummelte sich in den Frühjahrsferien vor einem Schulhaus eine Schar Buben unter mörderischen Schreien und Indianergeheul. Mit einem Male kommt der neue Hilfslehrer des Weges daher, aber keinem von den Buben fällt es ein, den Lehrer zu grüßen, alle Wollmützen bleiben wie angewachsen auf den Köpfen. Der junge Lehrer ist darüber empört und fühlt sich verpflichtet, hier erzieherisch zu wirken: „Kennt ihr mich denn nicht?“, fragt er die Buben.

„Ja, Sie san der neue Lehrer!“

„Warum grüßt ihr dann nicht?“, fragt der Lehrer streng.

Allgemeines Erstaunen und allgemeine Entrüstung unter den Kleinen. Endlich rufen zwei: „Ja iatza ham mer doch Ferien!“

H. K. F.

Besuchskartenrätsel



Was ist der Herr?

Vom Vorstand

Telegrammanschrift: Metallvorstand Berlin
Fernsprecher: Dönhoff 6750—6753

Mit Sonntag, dem 7. Juni, ist der 24. Wochenbeitrag für die Zeit vom 7. bis 13. Juni 1931 fällig.

Mitglieder, die auf die Reise gehen oder den Arbeitsort wechseln, haben sich bei der Verwaltungsstelle ihres bisherigen Aufenthaltsortes unter Vorlage des Mitgliedsbuches abzumelden. Mitgliedsbücher, die diese Abmeldung nicht enthalten, können von keiner Verwaltungsstelle zur Anmeldung entgegengenommen werden, auch darf auf solche Mitgliedsbücher kein Reisegeld ausbezahlt werden. Bei Übersendung des Mitgliedsbuches an die frühere Verwaltungsstelle zum Zwecke der Abmeldung ist stets Rückporto beizulegen, auch dann, wenn diese Übersendung durch eine Verwaltungsstelle erfolgt. Die Portokosten gehen zu Lasten des betreffenden Mitgliedes.

Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Bremen: Der Dreher Richard Aschenbach, geb. am 8. Januar 1887 zu Ohrdruf, Mitgliedsbuch Nr. 629742, wegen Schädigung der Verbandsinteressen.

Gestohlen wurde:

Mitgliedsbuch Nr. 6867648, lautend auf den Schlosser Roman Milinsky, geb. am 19. Juni 1895 zu Sofia (Lübeck).

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Vorstandsvorsitzende